



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsnachrichten.

Seine Genügsamkeit soll ihm nicht entzogen werden; dieselbe soll nur aus dem wahren Gottesbewußtsein hervorgehen. Wir wollen Kinder Gottes aus ihnen machen, und dem Volke alle jene Gebräuche lassen, die ihrem Seelenleben keinen Schaden zufügen.

Die Hauptbeschäftigung der Wapare ist Ackerbau und Viehzucht. Mühsam müssen sie dem Boden die Frucht abringen; mit selbst verfertigten kleinen Hacken bearbeiten sie den Boden. Ihr Reichthum ist das Vieh: Kinder, Ziegen, Schafe; letztere mit langen Fettschwänzen. Früher trug jeder Wapare nur gegerbte Felle; diese wurden mit Fett eingerieben, bis sie weich und biegsam waren; die Frauen verzierten dieselben noch mit bunten Perlen. Diese Bergbewohner haben jedoch schon längst ihre Felle mit bunten Tüchern und Baumwollstoffen vertauscht, welche fremde indische Händler in ihr Land brachten. Die Eitelkeit hat auch bei diesem Naturvolk ihr Recht behalten. Die Wapare spitzen und feilen ihre Zähne gleichmäßig zu und halten sie schön weiß. Als Zahnbürste dient ihnen ein gewisses Holz, das durch Reiben leicht faserig wird und den Zweck einer Bürste vollständig erfüllt. Der Saft dieses Holzes ersetzt unser europäisches Zahnpulver. Das Gesicht wird nicht geschminkt, sondern in allen möglichen Formen aufgeriht. In diese Ritzen wird ein gewisser Pflanzensaft hineingestrichen, infolgedessen dicke Narben zurückbleiben. Die Frau trägt außerdem an den Armen schwere Messingringe, oft bis zu 15 Pfund Gewicht. Bei Tanz und Spiel tragen sie außerdem an den Fußgelenken kleine Schellchen.



Missionsnachrichten.

Aus Assi. Getheilte Freude ist doppelte Freude. Darum möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen ein kleines Missionserlebnis erzählen. In einiger Entfernung von hier wohnt ein Zuluhäuptling, der den Katholiken nicht geneigt ist. Als wir vor kurzem in der dortigen Gegend eine schwer kranke Frau besuchten, ließ er uns zu sich rufen. Wir gingen hin. Mitten im Kraal saß der erzürnte Häuptling, umgeben von seinem Rat und verbot uns feierlich den Aufenthalt in seinem Reiche, das aber Gott sei Dank nicht groß ist. Da wir die Eigenheiten der Sprache noch nicht genug kannten, zogen wir uns schweigend zurück. Die arme kranke Frau starb ohne die heilige Taufe. Später machten zwei Missionare noch einmal den Versuch, wurden aber ebenfalls scharf abgewiesen. Wir mußten also diese Gegend meiden.

Nun wohnt aber fünf Minuten vom Kraal des Häuptlings entfernt, sein ältester Sohn, dessen zweite Frau vor einigen Monaten erkrankte. Sie wurde immer schwächer, fühlte den Tod herannahen und verlangte dringend nach der heiligen Taufe. Niemand wagte es jedoch, uns zu rufen. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Eines Tages hörte eine unserer schwarzen Postulantinnen im Vorübergehen zwei heidnische Frauen von der Kranken sprechen. Sie erzählte es sogleich unserer Schwester Oberin, und nach dem Mittagessen erhielt ich den Auftrag, diese Kranke zu besuchen. Nachdem ich mir in der Kapelle für diesen schweren Missionsgang den Segen des Heilandes und seiner himmlischen Mutter erbeten hatte, machte ich mich in Begleitung der Postulantin auf den Weg; nach etwa einer Stunde hatten wir unser Ziel erreicht. Beim Königskraal fanden wir glücklich die Türe verschlossen. Sollte er vielleicht im Kraale des Sohnes sein? Dann wehe uns! In der Nähe spielten einige heidnische Kinder. Die Postulantin ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und erfuhr von den Kleinen, daß der Häuptling in Umsumbe sei, einem etwa $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Platze. Erleichtert atmeten wir auf. Noch etwa fünf Minuten und wir standen vor dem Kraal des sogenannten Kronprinzen. Am Eingang saß ein alter Heide. Schweigend zeigte er uns die Hütte, in welcher die Kranke lag. Nun kam der Sohn des Häuptlings und begrüßte uns freundlich. Wir baten ihn, seine kranke Frau besuchen zu dürfen. Da öffnete er die niedere Türe, und wir gingen hinein. Die Kranke war sehr erfreut, uns zu sehen. Seit zwei Tagen hatte sie immer gebeten, daß doch der katholische Missionar kommen und sie taufen möge.

Die Postulantin unterrichtete sie in der Muttersprache noch über die Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens, und auf die Frage, ob sie getauft werden wollte, wiederholte die Kranke freudig ihre Bitte. Daraufhin teilte ich den anwesenden Heiden den Wunsch der Kranken mit und fragte jeden einzelnen um die Einwilligung. Alle sagten zu; und wir forderten sie auf niederzuknien, beteten das Glaubensbekenntnis und einige andere Gebete, nahm dann mein Weihwasserfläschchen und taufte die Kranke auf den Namen meiner lieben Mutter: „Maria Julia“. Glückstrahlend schaute sie mich an, als ich ihr sagte, sie sei jetzt ein Kind Gottes und komme nun in den schönen Himmel. Wir verabschiedeten uns dann von der Sterbenden und dankten den anwesenden Heiden höflichst, daß wir kommen und die Kranke taufen durften.

In dem frohen Bewußtsein, eine Seele gerettet zu haben, machten wir uns auf den Heimweg. Maria Julia starb noch am gleichen Tage. In ihrer Taufschuld erschien sie vor dem ewigen Richter und wird wohl gewiß ihr Versprechen halten, für das arme Heidenvolk Fürbitte einzulegen.

Aus Rhodesia. — Ein Wunder der Gnade. — Vor einigen Jahren ging eine Schwester in Begleitung einer jungen Witwe nach St. Barbara. Nahe am Ziel, kam ein kleiner Junge dahergelaufen und bat, doch zu seiner schwer erkrankten Großmutter kommen zu wollen. Die Kranke war niemand anders als die Schwiegermutter dieser jungen Witwe, die sich aber fürchtete mitzugehen und meinte, die Kranke würde sich ganz gewiß nicht taufen lassen; denn sie sei eine harte Götzendienerin und habe sich in einer früheren Krankheit hartnäckig geweigert, getauft zu werden. Die Schwester ging also allein mit dem kleinen Sebastian. Zaghaft fragte sie den Kleinen: „Hat Großmutter selbst verlangt, getauft zu werden?“ Mit der Antwort „Ja“ zog frohe Zuversicht in das Herz der Schwester und ein hoffnungsvolles Gebet stieg zum Himmel auf mit dem stillen Versprechen: Wenn die alte Mutter sich taufen läßt, soll sie Maria heißen. Die gute Alte harrte mit heißer Sehnsucht auf die Ankunft der Schwester, hörte aufmerksam ihrem Worte zu, und was sie nicht verstand, mußte der kleine Enkel ihr schön klar machen. Unter anderm kam ein kräftiges „ich widersage dem Teufel, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben“ über ihre Lippen. Als die Schwester die Hütte verließ, gab es eine glückliche „Maria“ mehr auf der Welt.

Wie staunte die junge Witwe, als sie vernahm, was geschehen war. „Sista, ichi chishamiso!“ (Schwester, das ist ein Wunder) rief sie aus. Adelheid, so hieß die junge Witwe, hatte früher vieles von der heidnischen Schwiegermutter zu leiden gehabt, weil sich erstere niemals bewegen ließ, heidnische Sachen mitzumachen. Nur eines hatte die gute Alte immer getan — das kleine Kind verwahrt, damit seine Mutter ungestört zur Kirche gehen könne. Hatte ihr der liebe Gott hierfür die Gnade der Bekehrung gegeben oder hatte irgendeine verborgene Opferseele im Kloster oder in der Welt ihr diese Gnade erfleht? —

Driefontein-Süd-Rhodesia. Folgender Brief zeigt, wie unsere guten Schwarzen das im Religionsunterricht Gelernte Leben und Gestalt gewinnen lassen in ihrem täglichen Leben und Streben.

Driefontein Convent-School, March 7th 1926.

Mein lieber Bruder!

Zuerst sage ich moro (der übliche Gruß). Freust Du Dich? Ich freue mich schön mit weißem Herzen; aber wirklich (chokwadi). Ich danke Dir sehr für die Wolldecke (djira), die Du mir geschickt hast. Mache kein schwarzes Herz, Du seiend sagend: „Warum hat Elisabeth nicht eher geschrieben; wirklich; ich hatte kein Schreibpapier. Kommst Du Ostern nicht hierher? Aber chokwadi Vater hat nichts anzuziehen. Wenn Du etwas Geld hast, gib ihm etwas, er kaufe sich Kleider. Auch hat er wenig zu essen. Du solltest ihm helfen, wenn Du Geld hast. Aber, aber, mein lieber Bruder, vor allem strebe nicht nach dem, was von der Erde ist, sondern nach dem, was vom Himmel ist. Bete

immer zur Mutter Gottes, daß sie Dich immer behüte, auch zur hl. Theresia, daß sie Dir helfe, Dich gut zu betragen als ein Kind Gottes. Ich danke Gott sehr, daß er mich ins Kloster geschickt hat, wo ich unterrichtet werde von den Schwestern, die uns sehr schön lehren. Aber ich verlange immer darnach, daß Du immer befehlst, damit Du ein guter Junge bleibst und ich auch; wenn wir so immer tun, dann wird Gott uns behüten, so daß wir uns freuen können hier auf Erden und nach dem Tode im Himmel. Auch weiß ich, daß in Bulawayo viele böse Menschen sind. Hüte Dich, ihrem bösen Beispiel zu folgen und auf ihre Worte zu hören. Denke immer: Ich bin ein Kind Gottes und



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Mariens; ich will mich freuen nach dem Tode. Denke immer an Deinen Tod. Wann gehst Du zum College (will Lehrer werden)? Aber Vater wird mit den Eltern der Pelagia (seine Braut) verhandeln, um ihnen die Ochsen zu geben; aber er (Elisabeths Vater) hat seine Zustimmung gegeben. Du solltest Kleider zum Anziehen kaufen. Komm, laß uns lachen. ke ke ke ke ke ke ge ge ge ge — O Du — wir sind gestorben vor Lachen. Emma und Katharina und Nyemutsa und Mataga etc. etc. senden Dir viele Grüße. Ich bin fertig, ich bin Deine Schwester Elisabeth Noni. Aber wir haben Regen in Aberfluh. Das Getreide ist in Blüte alle. Munga (die beliebteste Getreideart) ist reif. Ich bin Elisabeth. — — —

Ist das nicht ein köstliches Durcheinander. Aber das ist das wahrheitsgetreue Porträt des Mashina-Mädchens, wie es leibt und lebt. Wenn ich diese Briefe lese, denke ich unwillkürlich an ein Kapitel aus Tiffot's „innerem Leben“, wo er es so sehr bedauert, daß wir moderne Menschen das religiöse und das Berufsleben so streng isolieren, anstatt es miteinander zu verbinden wie David, der sich „beinahe ohne Übergang und in wunderbarer Vermischung mit der Ehre Gottes und seinen persönlichen Interessen“ beschäftigt.

Brief eines Mädchens, das Schwester werden will. — Nach der üblichen Einleitung, die fast immer dieselbe ist, fährt sie fort:

„Bitte kaufe mir Briefpapier und Marken; ich habe keines zum schreiben. Bitte gib mir einen Schilling, um mir ein Gebetbuch zu kaufen. Bitte kaufe mir einen Rock und eine Bluse; ich habe nichts anzuziehen, wenn ich in den Ferien nach Hause will. Denkst Du, mir würden hier Sachen gekauft? Von wem? Weißt Du nicht, daß meine Mutter ein schwarzes Herz macht, weil ihr Kind so arm ist? ndava! (das ist Deine große Schuld). Weißt Du auch, daß Du mich allein lässest, als wenn ich nicht das Kind Deiner Mutter wäre? Hast Du nicht unserm Vater 5 Pfund gegeben; aber auch er will mir nichts kaufen. Nun gut. Mein Vater, das ist Vater Gardner (Hochw. P. Superior). Meine Mutter — das sind die Schwestern. Diese behüten mich, so lange wie Gott will. Bis zum Tode will ich bei den Schwestern bleiben. Wir sind zu zweien. Ich mit Chigangwa, die wir beide von den Verwandten verlassen sind. Wenn Gott mir hilft, werde ich hier bleiben. Ich lerne in Grade III. Die andern lernen in Standard I. und II. sehr große Zahlen (dies scheint ihnen am meisten zu imponieren). Wir sprechen nicht Chikaranga (die Eingeborenen-sprache) in der Schule, sondern Englisch. Cäcilia ist hierhin gekommen. Bitte kaufe mir ein djira. Wenn Du Dich weigerst — weißt Du nicht, daß solche Leute zum Teufel gehen, sie seiend leidend außerordentliches Elend. Die Guten aber, die gehorchen, werden sich außerordentlich freuen mit unserem König Jesus Christus in alle Ewigkeit im Himmel. Weißt Du nicht, daß der große Gott die Sünde sehr haßt und daß nichts Häßliches in den schönen Himmel eingehen kann. Behalte dies alles, was ich Dir gesagt habe. Ich bin Deine Schwester Regina.“ —

✻

**Wir gehen - und wissen nicht wohin!
Vom Morgen- bis zum Abendrot
Manch Menschenkind ereilt der Tod . .
Soll jeder Gang drum sein Gewinn,
Auf Gott du richte deinen Sinn.**

